

# **Exil, Transkulturalität, Mehrsprachigkeit und Konstruktionsmodelle von Identität in der *Analphabetin*. Eine autobiographische Erzählung von Agota Kristof und in *Mein Alphabet* von Ilma Rakusa**

**Erika Hammer (Universität Pécs)**

## **1. Flucht, Exil, Transkulturalität und Biographie. Einleitung**

Flucht und das daran gebundene Gefühl der Heimatlosigkeit bzw. Fragen der Integration sind als feste Bestandteile der literarischen Erinnerung zu betrachten. Die Literatur ist ein zentrales Medium bei der Verhandlung und Repräsentation dieser Fragen. Literatur trägt maßgeblich zur „Konstitution und Zirkulation von Wissen und Versionen einer gemeinsamen Vergangenheit“ bei (Erl 2004: 4). Solche Deutungen von Vergangenheit stellen die hier zur Diskussion stehenden Texte von Agota Kristof und Ilma Rakusa dar.<sup>1</sup> Die Problematisierung von Fremdheit, Heimat, Zugehörigkeit und Außenseitertum sind als zentrale Themen der Texte auszumachen. Wie gezeigt werden soll, werden diese Fragen in den Texten jedoch auf unterschiedliche Art und Weise inszeniert. Diese Ausgestaltung ist nicht allein als eine Verhandlung des Privaten und Öffentlichen zu sehen, sondern deckt auch Dilemmata und die Komplexität der Erinnerungsprozesse auf, inszeniert Kulturbegegnungen und Verhandlung von Identität und Alterität der Ich-Erzählerinnen, die beide Schriftstellerinnen sind. So sind der Erinnerungsprozess und die Re-Konstruktion der Biographie in beiden Fällen eng an das Schreiben gebunden. Für die Texte die *Analphabetin. Eine autobiographische Erzählung* (2004 dt. 2005) von Agota Kristof<sup>2</sup> und *Mein Alphabet* (2019) von Ilma Rakusa<sup>3</sup> ist die Reflexion auf Zugehörigkeit und Fremdsein und Hand in Hand damit auf Sprache bzw. Mehrsprachigkeit konstitutiv. Beide Ich-Figuren blicken als Schriftstellerinnen auf die Welt, was zahlreiche Parallelen erzeugt. Es geht dabei nicht nur darum, dass Sprache das ureigene Medium von Schriftstellerinnen ist, sondern auch um biographische Erfahrungen, die die beiden Autorinnen im Zusammenhang mit Migration bzw. Flucht und Exil, Sprachwechsel, Multilingualität etc. gemacht haben. Beide Autorinnen können unter dem Label ‚exophonen Schreibens‘ charakterisiert werden, da sie nicht in ihrer ersten Sozialisationsprache zu Literatinnen wurden (vgl. Lughofer 2010: 3). Beide Texte thematisieren fiktionintern das Leben von Schriftstellerinnen zwischen Sprachen und Kulturen. Die Tatsache jedoch, dass sie nationale Zugehörigkeiten und die exilische Kondition unterschiedlich deuten, Grenzen anders semantisieren, und weil sie zu Ein- bzw. Vielsprachigkeit einen divergenten Zugang haben, betrachten die Ich-Erzählerinnen ihr Leben aus unterschiedlichen Perspektiven. Heimat ist als eine „fraglos gegebene Beziehung zu einer als vertraut empfundenen Umgebung“ (vgl. Rosa 2007: 155) in den hier diskutierten Texten nicht mehr

---

<sup>1</sup> Beide Texte sind auch im Rahmen von interkultureller Erinnerung bzw. Posterinnerung zu deuten.

<sup>2</sup> Im Folgendem mit der Sigle A im laufenden Text zitiert.

<sup>3</sup> Im Folgenden mit der Sigle MA im laufenden Text zitiert.

gegeben. Kristof inszeniert im vorliegenden Buch einen Heimatverlust im Exil und rückblickend auch dem gegenübergestellt eine Art Heimat vor der Flucht, einen Weltbezug, in der Subjekt und Welt aufeinander bezogen sind (vgl. ebd.: 156). Bei Rakusa hingegen geht es um eine „unerhörte Dynamisierung“ dieser Weltbeziehungen (ebd.: 157), was sich auch darin manifestiert, dass sich die Erzählerin von Konventionen löst. Hier gibt es keinen durch die Geburt definierten Platz (vgl. ebd.), denn Bewegung wird auf allen Ebenen zum maßgeblichen Paradigma. Statt einer sicheren Weltverankerung geht es hier um Dynamisierungen, in denen keine Stabilität, auch keine stabile Identität möglich scheint, da Fremdes und Neues bewusst herangezogen und nicht mehr vom Eigenen getrennt werden (vgl. ebd.: 158).

Zum einen wird im Folgenden diese Inszenierung an den Tag gelegt. Zum anderen soll es aber auch darum gehen, das Paradigma, in dem sich die Texte bewegen, aufzuzeigen, denn dieser diskursive Rahmen bestimmt Verortungen, Zuordnungen und so auch den Identifikationsprozess der Figuren. Es soll nachgewiesen werden, dass die Erzählung von Kristof und das Buch von Rakusa unterschiedliche Kulturkonzepte und Grenzwahrnehmungen akzentuieren. Diskutiert werden soll, dass diese Verankerung, als ein diskursives Meta-Konzept, nicht allein auf die Einstellung zur Heimat oder Sprache eine Auswirkung hat, sondern auch die ästhetische Verarbeitung, die narrative Gestaltung der Texte und die Konstitution von Identität bestimmt.

Die zwei Erzählungen, die in erster Linie literarische Sprachbiographien<sup>4</sup> darstellen, sind als „Sondierungen auf literarischem Terrain“ zu sehen und als „literarische Umwandlungen“ (MA 68) von Erlebtem zu deuten. Gezeigt wird, dass beide Texte auf mögliche unterschiedliche Inszenierungen von biographischem Material und gleichzeitig auf den Konstruktcharakter von kultureller Zugehörigkeit hinweisen. Es geht in beiden Texten um die Inszenierung von Identität im Zusammenhang mit Sprache, Mehrsprachigkeit und Homogenität bzw. Mehrkulturalität. Die dargestellten Lebensbeschreibungen können als cross-kulturelle Biographien betrachtet werden. Das Erleben von Sprache und Translingualität wird in den zwei Texten jedoch unterschiedlich dargestellt. Der Fokus meines Interesses richtet sich bei der Analyse darauf, wie beide Texte eine Zeitspanne von der Kindheit bis in die Gegenwart der erwachsenen, bereits alternden Ich-Erzählerinnen hinein überblicken, bzw. wie diese als Erinnerungsbücher, die auch den Konstruktcharakter von Erinnerungen vor Augen führen, gelesen werden können. Dargelegt werden soll, dass die Vergangenheitsbezüge in beiden Texten eine zentrale Rolle bei der Inszenierung von Identifikationsprozessen spielen, wobei die Genese von Autorschaft eine eminente Rolle einnimmt. Die Unterschiede der beiden Bücher werden dadurch herausgearbeitet, indem gezeigt wird, dass Rakusa vorführt, wie eine Selbstbeschreibung und gleichzeitige Selbstverortung in einer komplexen sprachkulturellen Gemengelage stattfindet. Weil bei Rakusa Dichotomien wie Heimat und Exil, Eigenes und Fremdes aufgelöst werden, erscheinen jegliche Grenzziehungen auf eine neue Art und Weise. Der Text inszeniert Entgrenzungen sowohl auf thematischer als auch auf ästhetischer Ebene. Gezeigt werden soll, dass es bei Kristof demgegenüber eher darum geht, dass Heimatverlust und exilische Konditionen zwar zu Identitätsveränderungen führen, diese aber nicht als Erweiterungen oder Befreiungen, sondern vielmehr als Konflikte und Krisen verstanden werden, da eine Verortung unmöglich erscheint.

---

<sup>4</sup> Unter Sprachbiographie verstehe ich mit Franceschini/Miecznikowski eine narrativ hervorgebrachte sprachliche Autobiographie (vgl. Franceschini/Miecznikowski 2004: X).

## 2. Heimat, Exil und Konzepte von Einsprachigkeit in die *Analphabetin*

Kristofs Text wird im Untertitel explizit eine autobiographische Erzählung genannt, und Rakusas Buch betont im Titel mit dem Possessivpronomen das Subjektive der Annäherung. Es ist eindeutig, dass auch hier autobiographisches Material verarbeitet wird. Das Autobiographische spielt in beiden Texten auch als Reflexion auf Sprachbiographien<sup>5</sup> eine zentrale Rolle. Bemüht wird im Folgenden aber keine biographische Lesart der Texte, wozu die Paratexte (wie Titel, Klappentext etc.) verleiten würden. Nicht die Biographie der Verfasserinnen<sup>6</sup> interessiert, sondern das Leben der Figuren.

In *Mein Alphabet* wird die „nomadische Kofferkindheit“ (MA 20) erwähnt. Das Kompositum könnte jedoch als Hinweis auf die ständige Bewegung und das Umziehen der Familie auch für das Ich bei Kristof gelten, denn auch da muss das ursprüngliche Zuhause verlassen werden und das Buch stellt verschiedene Etappen des Unterwegsseins der Icherzählerin dar. Diese Bewegung ist in *Mein Alphabet* von Anfang an mit Sprachwechsel und Mehrsprachigkeit verbunden, wobei beide als Normalität wahrgenommen werden. Auch die *Analphabetin* reflektiert durchgehend auf die Sprachbiographie, der Wechsel der Sprache findet jedoch erst im Erwachsenenalter im Exil statt und wird als schwerer Einschnitt, als Zwang erlebt. Gerade aus diesem Grund geht es hier eminent um den Verlust. Exil<sup>7</sup> wird im Buch als „psychische und soziale Belastung“ (Lützeler 2013: 7), als ein „pathologischer Zustand“ (ebd. 8) dargestellt. Das Außenseiter-Dasein erscheint keinesfalls romantisch, ist nicht als Freiheitsgewinn inszeniert, sondern als eine signifikante Verlusterfahrung, die zum einen negativ konnotiert und als eine Art Amputation (vgl. Spieß 2013: 90) erfahren wird, zum anderen wird das Verlorene als unverwechselbarer Ort von Zugehörigkeit und Gemeinschaft, als Heimat imaginiert. Diese Entwurzelung und Kulturschockerfahrung (vgl. ebd. 91) dominiert den Text von Kristof. Bei Rakusa hingegen gibt es keine territorial definierte Identität, keine in diesem Sinne erfahrene Zugehörigkeit und Gemeinschaft. Der ‚Exilant‘ wird hier vielmehr als Wanderer zwischen den Welten inszeniert, wobei Polaritäten aufgehoben werden, und es geht nicht um die Imagination einer Gemeinschaft, sondern vielmehr um Bewegungen in diversen Sprachen, Texten, Geschichten, Identitäten und Rollen. Die exilische Kondition eröffnet einen Freiraum, den Blick für Neues, für das Experiment.

---

<sup>5</sup> Zu verschiedenen Zugängen und Problematiken im Zusammenhang mit Sprachbiographien vgl. Kramsch, 2007: 107–124.

<sup>6</sup> Beide Autorinnen stammen aus Ungarn und wurden in der Schweiz zu bekannten Schriftstellerinnen.

<sup>7</sup> Lützeler unterscheidet zwischen Exil, Emigration und verschiedenen anderen Formen der Bewegung, des Umzugs, mit denen der Wechsel des Landes, in dem man geboren wurde, beschrieben wird. Biographisch gesehen gibt es diesbezüglich zweifelsohne einen markanten Unterschied zwischen den Autorinnen. Den Weg Kristofs, die Flucht aus Ungarn nach der Revolution von 1956, kann man nicht Verbannung nennen, doch ist es wegen den Umständen als eine Art Zwang zu verstehen und war darüber hinaus damit verbunden, dass die Autorin nicht wieder in das Land einreisen konnte, wie es bei Emigration der Fall ist. Diese Tatsachen können auch fiktionsintern eine Rolle spielen. Vgl. Lützeler 2013: 8.

Rakusas Bewegung unterscheidet sich vom Weg Kristofs, denn hier kann man im engeren Sinne nicht von Exil sprechen. Doch geht es auch hier um eine Art exilische Kondition, um zahlreiche Migrationsbewegungen und dadurch hervorgerufenen Kulturbegegnungen und Sprachwechsel, um Verluste um Neuanfänge, damit im Zusammenhang aber auch um Gewinn. Die Erfahrungen der Autorinnen zeigen, da es in den Büchern um biografisches Material geht, zahlreiche Parallelen mit dem Leben der Figuren. Dennoch ist klar, dass es sich in beiden Fällen um fiktive Erzählungen handelt, die nicht einfach aus der Biographie der Autorinnen abgeleitet werden können.

Mit Anderson (1996) argumentiert, könnte die Konstruktion bei Kristof mit der Erfindung der Nation verglichen werden. Die Idee der Gemeinschaft ermöglicht Identität und stiftet Orientierung und wird gerade deswegen in der als unheimlich empfundenen Fremde und Randständigkeit zum Anker, zur Imagination der Zugehörigkeit. Bei dieser Imagination spielt der Bezug auf eine vorgestellte Sprachgemeinschaft eine zentrale Rolle. Diese Sprachgemeinschaft wird bei Kristof im Konzept der Monolingualität emphatisch fingiert.

„In meiner zugigen Kindheit lernte ich viele Orte, Menschen und Sprachen kennen, vielleicht zu viele für mein zartes Alter“ (MA 162) bekennt die Erzählerin von Rakusa. Bei dem Mädchen der *Analphabetin* herrscht eine andere Sicht auf die Welt vor. Hier ist Monolingualität die Norm: „In der Küche meiner Mutter, in der Schule meines Vaters, in Onkel Gezas Kirche, auf den Straßen, in den Häusern des Dorfes und auch in der Stadt meiner Großeltern sprachen alle dieselbe Sprache, und nie war die Rede von einer anderen“ (A 31).

Die Forschung zu Multilingualität zeigt, dass die Reflexion bzw. das Erzeugen von Mehrsprachigkeit in literarischen Texten oft dazu berufen ist, das Nationale und damit national-sprachliche Grenzziehungen zu diskutieren (vgl. Dembeck/Uhrmacher 2016: 9–18). Mehrsprachigkeit hat darüber hinaus mit Fremdheitserfahrungen zu tun. Diese können mit konkreten Kulturen verbunden werden, sie können aber auch die Selbst-Verfremdung des Einzelnen im Blick haben. Gerade was diese Reflexionen betrifft, divergieren die Erzählungen von Kristof und Rakusa. Beide Texte setzen sich auf ihre jeweilige Art mit Fremdheit auseinander. Interessant ist dabei, dass in der *Analphabetin* die nationalsprachlichen Grenzziehungen bestätigt werden, es gibt weder auf der sprachlichen noch auf ästhetischer Ebene Experimente, und die Sprachreflexion beschränkt sich auf das Verhältnis von Einzelsprachen. In *Mein Alphabet* steht hingegen eine allgemeine Sprachreflexion und philosophische Sprachkritik im Fokus, Fremdheitserfahrungen werden in ihrem metaphorischen Charakter fassbar und zahlreiche darstellerische Techniken dienen dazu, Grenzen nicht einfach zu bestätigen, sondern vielmehr zu verflüssigen (vgl. Schmitz-Emans 2002: 15ff).

Die Icherzählerin bei Rakusa macht schon als Kleinkind die Erfahrung, dass diverse Sprachen ständig nebeneinander stehen, ganz selbstverständlich verschiedene Positionen und Aufgaben im Alltag übernehmen und Identifikationen bereitstellen.<sup>8</sup> Wir haben es hier mit einer gelebten Mehrsprachigkeit und der Auffächerung der Sprachen in diverse Lebensbereiche, Bezugspersonen, Tätigkeiten zu tun. Es entsteht eine natürliche Ordnung mehrsprachigen Zusammenlebens, was im Text in der erzeugten Mehrsprachigkeit ihren ästhetischen Niederschlag findet.

Das Mädchen von Kristof ist in einer Konstruktion, die durch Ausblendungen entsteht, scheinbar mit gelebter Einsprachigkeit konfrontiert. Es wird eine Welt imaginiert, in der nicht einmal die Möglichkeit einer anderen Sprache aufscheint. Die Icherzählerin bewegt sich im ‚Einsprachenparadigma‘. Zu der Politik der Einsprachigkeit gehört auch, dass es „natürliche Sprachgemeinschaften“ gibt, die als „Grundlage staatspolitischer Einheitsbildung genutzt wer-

---

<sup>8</sup> In ihrem Fall gibt es die Sprache der Mutter, Ungarisch, das für das Mädchen zugleich „Kindheits- und Küchensprache“ (MA 71) ist. Sie ist die Sprache für Kosenamen, Emotionen, für Frust und Zorn (MA 71). Slowenisch ist die Vatersprache und Italienisch erscheint im Zusammenhang mit dem aktuellen Wohnort, Triest. Diese Stadt ist polyphon und klingt „slowenisch, italienisch, ungarisch“ (MA 241) und kann auch mit dem triestinischen Dialekt (MA 243) verbunden werden. Verschiedene Idiome und Varietäten teilen sich untereinander den Raum, sind ineinander verzahnt. Deutsch wiederum wird nach der Ankunft in der Schweiz dominant und schließlich die „Schreibsprache“ (MA 72).

den können“ (Grambling 2020: 35). Einsprachigkeit wird als natürlicher Zustand verstanden, während im gleichen Zug Mehrsprachigkeit zum Sonderzustand erklärt wird. Diese Vorstellung bzw. der daraus entstandene diskursive Rahmen bringt zum Ausdruck: „Dem einzelnen Menschen sei eine, nämlich die Sozialisierungssprache eigen, und diese Sprache biete naturgemäß die besten Ausdrucksmöglichkeiten“ (Dembeck/Mein 2012: 133). Der Rahmen, in dem sich die *Analphabetin* bewegt, entspricht dem historischen Modell der klassischen Ordnung, in der jedes Seiende seinen gebührenden Platz hat. Es geht in diesem Sinne um eine homogene und vorgegebene Ordnung, in der man sich auch trotz eventueller Brüche zurechtfindet (vgl. Waldenfels 2006: 17). In einem sprachlichen Beheimatet-Sein werden dann Flucht und Exil und die damit verbundene Konfrontation mit der fremden Sprache zum Störfaktor. Um die eigene Zugehörigkeit festzulegen, wird ein Differenzkonzept initiiert. Es wird eine vermeintliche Wir-Gruppe und der Feind konstituiert. Wie Anderson (1996: 51) zeigt, spielt die Sprache eine zentrale Rolle bei der Herausbildung der ‚imagined communities‘. Eine eigentliche Grenzziehung zwischen Eigenem und Fremdem wird an Sprachgrenzen festgelegt.<sup>9</sup> Ähnlich argumentiert auch Dembeck, wenn er zeigt, dass die Verbindung von Sprache und Kultur eine Selbstverständlichkeit sei, was dazu führt, dass Sprachdifferenzen als Kulturdifferenzen betrachtet werden können (Dembeck 2020: 17).

Die Erzählerin behauptet, dass es „die einzige Sprache“, also Ungarisch gab (A 42), alle sprechen „dieselbe Sprache“ und nie war von einer anderen die Rede (A 31). „Die Objekte, die Dinge, die Gefühle, die Farben, die Träume, die Briefe, die Bücher, die Zeitungen waren diese Sprache“ (A 31). Die Erzählerin teilt ihre Welt in zwei Seiten, es gibt die „Muttersprache“ und es gibt die „Feindessprachen“ (A 31). Durch diese Grenzziehung werden homogene Gruppen gebildet und als natürliche Ordnungen dargestellt, die an Sprachen und Territorien gebunden sind, bzw. zu denen auch die Individuen gehören. Inszeniert wird in der Erzählung Kristofs aus diesem Kontext der Einbettung heraus eine Entbettung, die durch den Riss, der infolge der Flucht aus Ungarn entstand, geschieht. Durch diesen Schritt hat das Ich 1956 „endgültig die Zugehörigkeit zu einem Volk verloren“ (A 49), was bedeutet, dass es „einen großen Teil [seines] Lebens verloren“ hat (A 48). Von da an hält sich die Ich-Erzählerin für eine „displaced person[ ]“ (A 50).

Die Einstellung zur Existenz und Präsenz anderer Sprachen wird in einem dritten Schritt noch zugespitzt. „Am Anfang gab es nur eine einzige Sprache“ (A 31), heißt es. Die Allusion verortet Mehrsprachigkeit im biblischen Kontext vor der babylonischen Sprachverwirrung, in der Multilingualität als Strafe wahrgenommen werden kann. Der Fehltritt besteht darin, dass das Ich sein angestammtes Gebiet, das Land, seine Kultur und die daran gebundene Sprache verlassen hat. Dies wird dann damit bestraft, dass die Erzählerin einerseits in den Zustand des Analphabetentums zurücksinkt und andererseits auch losgelöst von allem, was eigentlich zu ihr gehört, ihr Dasein fristet. Die neue Sprache verweigert sich der Einbettung. Die Neuverortung der Ich-Figur sollte durch das Medium Sprache stattfinden, was nicht geschieht, und so wird die eigene Sprache als geistiger Lebensraum gesehen und aufgewertet. Es gibt im Denken der Figur die „normal[e]“ Sprache (A 33), darüber hinaus gibt es Fremdsprachen, die zugleich Feindessprachen sind.

---

<sup>9</sup> Dembeck und Mein sprechen im Zusammenhang des Einsprachenparadigmas von einer „artifizielle[n] Konstruktion“ (Dembeck/Mein 2012: 136).

Es entsteht für die Erzählerin eine monolinguale Norm, die eindeutige Zuordnungen und Grenzziehungen festlegt. Hand in Hand mit Einsprachigkeit wird Sesshaftigkeit zur Norm, wodurch Sprache auch eine Raumbindung bekommt. Das Ganze wird zum Schluss mit Identitätskonzepten verknüpft. In Aussicht gestellt wird, dass Homogenität und Sesshaftigkeit eine leichtere, reibungslose Identitätsstiftung ermöglichen, während mit Semantiken des Exils, des Nomadentums die schiere Unmöglichkeit von Identität evoziert wird (A 54). Das Land der Herkunft erscheint als „mein Land“ (A 54), in dem das Leben zwar „[h]ärter, ärmlicher“ (MA 54) wäre, aber zugleich „weniger einsam, weniger zerrissen, vielleicht glücklich“ (MA 55). Die Erfahrungswelt in Ungarn wird als homogener Kulturraum konstruiert und emotional aufgewertet, im Gegenzug dazu wird der Wechsel des Landes als Fehlschritt gedeutet, das Leben im Aufnahmeland, der französischen Schweiz, als einsame Wüste im feindessprachigen Kontext (A 58) dargestellt.<sup>10</sup>

### 3. Entwurzelung und Szenarien kultureller Vielstimmigkeit in *Mein Alphabet*

Ein gemeinsamer Punkt in den Biographien der Erzählerinnen bei Kristof und Rakusa ist das Unterwegssein. Das Mädchen bei Kristof kommt aus einem abgeschiedenen kleinen ungarischen Dorf (A 7). Es zieht dann mit der Familie in eine Grenzstadt, dann ohne die Familie in ein Internat und dann im Alter von 21 Jahren über die ungarisch-österreichische Grenze in den ‚Westen‘ und landet schließlich durch Zufall in der französischen Schweiz. Dieses „und dann“ (A 14), worauf der Text selber reflektiert, ist das narrative Schema der Bewegung, wodurch nicht nur Raum und Zeit miteinander verknüpft werden, sondern auch die Geschichte entsteht. Das Schreiben fängt auch in Rakusas Buch „früh an, aus der Begegnung mit Literatur“ (MA 182). Auch diese Figur beschreibt sich als lesendes Kind und als Jemand, die von der Parallelwelt, die Bücher geben, von der Macht der Sprache (MA 182) begeistert ist. Das Schreiben hat auch bei Rakusas Ich-Figur mit Einsamkeit, aber auch mit der „Ungeschütztheit des Unterwegsseins“ zu tun (MA 32). Die Ich-Figur in *Mein Alphabet* ist durch einen mehrfachen Umzug aus der Slowakei, Ungarn, Slowenien, Triest in der Schweiz angekommen, wo sich dann ihre Familie niederlässt. Ähnlich zu Kristof spielen auch hier die Erinnerungen eine zentrale Rolle. Der Text verortet aber sowohl Einsamkeit, als auch die Erinnerungen nicht in einem geographischen, sondern vielmehr in einem literarischen Raum, also im Raum der Phantasie, der enthoben ist von der Geographie. A und Z als Anfangs- und Endpunkt des persönlichen Alphabets der Erzählerin spannen auch hier einen Bogen. Das erste Lemma „Anders“ inkorporiert bereits die Thematisierung von „Zaun“, vom letzten Lemma des Textes. Der Hinweis auf Divergenz und Abweichung bzw. der Verweis auf die Grenze scheinen tatsächlich das A und O des Buches zu sein. Sie sind nicht Anfang und Endpunkt einer Linie, sondern stehen für eine Gegenwärtigkeit, für eine simultane Präsenz und gegenseitige Infiltration von Sprachen, Literaturen, Künsten, aber auch von Räumen und Kulturen. Das Ich plädiert „für löchrige Zäune“ (MA 298), es sollen keine „unliebsamen ‚Elemente‘“ ausgeschlossen werden (MA 298). Vielmehr wird

---

<sup>10</sup> Nach Lützel ist die biblische Erzählung, die Verbannung aus dem Paradies die Grundlage zahlreicher Exilgeschichten des Abendlandes, die dann eine „Sehnsucht nach dem Ort der Herkunft“ inszenieren. Durch Flucht, Vertreibung und Exil geht eine (vermeintliche) ehemalige Harmonie zu Ende, und man soll sich mit Mühsal in der Fremde zurechtfinden (vgl. Lützel 2013: 9f.). Dieses Modell ist auch bei Kristof zu erkennen.

der Zaun als etwas verstanden, was einem ermöglicht, „verstohlene Blicke über den Zaunrand“ zu werfen, bzw. „durch die Zwischenräume“ zu schielen (MA 298). Diese Reflexion über den Zaun legt eine Art Poetologie nahe, die Wichtigkeit der Zwischenräume, in denen die Begegnung und das Neue, auch im Sinne des Experiments, stattfinden kann.

Das subjektive Alphabet beginnt mit dem Wort „Anders“, was der Wortbedeutung nach auf Abweichung, auf Andersartigkeit verweist. In dieser Lebensbeschreibung gibt es von Anfang an Divergenzen, es gibt nicht einmal den Anschein von Homogenität. In einer Kindheitserinnerung der Ich-Erzählerin wird die Andersheit des Ichs, seine Position „immer draußen am Zaun“ (MA 5) und das Fremde seiner Sprache betont. Entfaltet wird dann im Textganzen eine Weltsicht, in der nicht ein Territorium, sondern z. B. ein Geruch als „ein Stück Heimat“ (MA 18) gesehen wird. Inszeniert wird eine Welt, in der ein „Mohnkuchen“, ein „Märchenbuch“ oder eben das Gras als „bergende“ Heimat gelten können (MA 49). Es geht hier um eine subjektive, performative Auffassung von Heimat und Herkunft, die weder an einen Ort, an ein Volk, noch an Sprache oder Kultur gebunden sind. Während bei Kristof eine identitäre Festlegung auf Nation und Einsprachigkeit inszeniert wird, durchkreuzt Rakusas Erzählerin die monolinguale Norm und ist im postmonolingualen Paradigma zu verankern.

Die Herkunft spielt auch bei Rakusas Erzählerin eine wichtige Rolle. Als Ort der Herkunft gilt der „Osten“ (MA 129), dieser ‚Osten‘ wird jedoch entessentialisiert, erscheint nicht als geographischer Begriff, sondern vielmehr als eine Richtung, die vom jeweiligen wandelnden Standpunkt aus den Raum performativ neudefiniert. Dieser Osten reicht weiter als Osteuropa, geht „über die Karpaten hinaus bis zum Ural und noch weiter ins tiefe Eurasien. Ja, bis zu jenem Punkt, wo die Reise nach Osten im Westen ankommt“ (MA 129). Der Osten ist nicht nur als diese Richtung zu verstehen, sondern als ein erfahrener und imaginiertes, ein mythenumwobener, durch Literatur und Kunst geprägter und durchwobener Raum, der von der Phantasie entworfen wird und nicht als reale Referenz fungiert. Die meisten Orte sind bei Rakusa von „einem inhärenten Widerspruch“, von einer „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ geprägt (MA 243) und stellen dadurch eine Art Palimpsest dar. Das gilt für viele Städte dieses Ostens und auch für Budapest (MA 245ff).

Auch diese Stadt ist für das Ich nicht als geographischer Ort, sondern als ein Raum, der von Geschichten und subjektiven Wahrnehmungen umrankt ist, präsent. Interessant erscheint dies gerade im Vergleich mit der Ich-Erzählerin bei Kristof. Hervorgehoben werden kann in diesem Kontext die Auseinandersetzung mit ungarischer Geschichte und darin mit der osmanischen Besetzung. Das Ich lernt als Kind Budapest mit den Bädern, Baudenkmalern, Geschichten und Sprüchen „osmanisiert“ (MA 245) kennen. Später erfährt es davon, dass es sich im Fall der Osmanen um eine Besatzungsmacht handelt. „Doch die Sprache, was kann sie dafür!“ – heißt es (MA 247). Der Akzent liegt beim Ich auch im erwachsenen Alter nicht auf dieser „ferne[n] Historie“ (MA 245), sondern vielmehr auf der Begeisterung für die Sprache. Türkisch wird nicht zu einer Feindessprache, hervorgehoben werden vielmehr die strukturellen Ähnlichkeiten mit dem Ungarischen, durch die diese Sprachen von den indogermanischen abweichen. Betont werden die zahlreichen Lehnwörter, die das Türkische im Ungarischen hinterließ (MA 246). Damit wird ebenso sprachliche Reinheit negiert und akzentuiert, dass auch Sprachen unterwegs sind, nicht an geographische Räume gebunden werden können und jederzeit von ‚fremden‘ Einflüssen verändert werden können. Wie fremde Elemente in Sprachen nicht ausgeschlossen,

nicht negativ konnotiert werden, so sind fremde Sprachen ein fester Bestandteil des Textgeflechts.

#### 4. Exil und Krise in *Die Analphabetin*

In beiden Büchern gehen wir in die Kindheit der Erzählerinnen. Wir steigen bei Kristof am Ende der 1930er Jahre ein, der „Krieg hat gerade angefangen“ (A 7). Die einzelnen Kapitel stellen eine lineare Ordnung und eine gewisse Chronologie dar, obwohl zwischen verschiedenen Zeitebenen Sprünge festzustellen sind. Auch bei Rakusa ist der erste Eintrag des Alphabets eine Kindheitserinnerung. Hier sind keine Jahreszahlen, keine konkreten Angaben zu finden, denn die erzählerische Idee ist eher die allgemeine Verbundenheit jedes Erzählfragments mit den anderen Fragmenten durch die offenen Grenzen der kleinen Texte von A „Anders“ bis Z „Zaun“. Die Reihenfolge entsteht nicht linear oder chronologisch, sie gehorcht einem anderen, einem kontingenten Ordnungsprinzip, folgt den Buchstaben des Alphabets.

Beide Erzählerinnen blicken aus einer gewissen Distanz auf ihre Lebenserfahrungen zurück, erzählen aus Jetztmomenten heraus mehrere Jahrzehnte ihres Lebens. Dieser Blick zurück ist gerade bei Kristof konstitutiv, denn aus einem Gewordensein heraus wird rückblickend die Genese einer Schriftstellerin im Kontext von Sprachen konstruiert. Die „Anfänge“ spannen bereits einen Bogen bis zum letzten Kapitel. „Ich lese“ (A 7), so beginnt das Buch, und der Satz ist dazu berufen, das spätere, durch die Flucht bestimmte Dasein als Analphabetin und die Kluft zwischen den zwei Welten zu betonen. Ein Nukleus dieser Lebensbeschreibung ist neben dem Lesen auch das Schreiben. Rollt man die Geschichte der Frau auf, wird klar, dass in ihrem Leben die Entbettung, eine Art Heimatverlust, bereits in Ungarn mehrfach stattgefunden hat. Die „Lust zum Schreiben“ stellt sich ein, wenn „der Silberfaden der Kindheit zerrissen ist“ (A 18) und „der Schmerz der Trennung“ mit dem Schreiben überwunden wird (A 18). Die eigentliche Heimat der Kindheit und die Bindung zur Familie verliert die Erzählerin infolge historischer Ereignisse unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg. Gestaltet wird dieses Geschehen als Krise, die durch Armut, Einsamkeit und das Fremde der „unbekannten Stadt“ (A 18) geprägt ist. Die Krise wird der narrative Motor der Erzählung und sie stellt das „Zerbrechen gesicherter Erfahrungswerte“ und Ordnungsmodelle zur Schau (Hülk 2013: 16). Der Handlungsstruktur des Textes liegen zwanghafte Umzüge zu Grunde. Das treibt im Laufe der Erzählung den Reflexionsprozess über Zugehörigkeit, Identität, Fremdheit und Vereinsamung an.<sup>11</sup> Die Krise ist verbunden mit Kontingenzerfahrungen, was die Sensibilität für verlorene Sicherheit und Ordnung schärft. Hält man sich vor Augen, dass die Krise eine triadische Struktur aus Ordnung, Unordnung, neue Ordnung hat, dient sie so als Modell der Normalisierung, der (Re)-Integration. In den ersten Krisen findet eine Normalisierung dadurch statt, dass die Erzählerin Geschichten erfindet und schreibt.

In der Konstruktion des Textes können Krisen durch das Erzählen, Vortragen oder Aufschreiben von Geschichten überwunden werden. Gerade diese Konstellation macht dann die nächste Krise, die nach der Flucht aus Ungarn entsteht, so tragisch, da im fremden Land wegen Ermangelung von Sprachkenntnissen der Prozess des Schreibens nicht möglich ist bzw. erst

---

<sup>11</sup> Dem modernen Wortsinn nach bedeutet Krise einen ereignishaften Wendepunkt, den Umschlag in eine unbestimmbar schwierige Situation, die auch als Ohnmacht erlebt wird. Vgl. Grünwald/Pfister: 2007: 10.



Jahrzehnte verspätet einsetzen kann. Das Exil erscheint als Abweichung von der normalen Lebensform, es wird als Störfall inszeniert, der als die Ursache der letzten großen Krise, des Analphabetentums, erscheint. „Ich bin wieder Analphabetin geworden. Ich, die ich mit vier Jahren lesen konnte.“ (A 72) Auch in der Fremde wird die Ich-Figur dann mühsam, mit Hilfe von Wörterbüchern schreiben (A 75). Sie kann ihre Texte auch veröffentlichen und zum Schluss wird sie sogar Schriftstellerin. Die Erzählerin avanciert zu einer schreibenden Analphabetin, einem Oxymoron. Durch diese Unmöglichkeit wird zum Ausdruck gebracht, dass das Dasein als Schriftstellerin den Riss in der Biographie nicht tilgen kann, eine ungestörte Ichfindung bleibt für immer undenkbar.

Nachgewiesen werden kann für Kristof also eine literarische Strategie, in der es um die Imagination von ‚Heimat‘ als „Suchbewegung nach Sicherheit“ (Seifert 2011/2012: 199) geht. Heimat impliziert neben der Integration „eine enge Beziehung zwischen Individuum und Raum“ (Juterczenka/Sicks 2011:14), die hier nicht entstehen kann. Durch die Inszenierung von Krise entsteht eine Figuration von Unsicherheit. Diese reflektiert als Kulturtechnik auf das Schwinden von Sicherheit. Diese durch Flucht und Exil entstandene Unsicherheit wird im Text diskursiviert (vgl. Bosch 2015). Diese Diskursivierung verläuft bei Kristof durch die Inszenierung des Doppels Krise vs. Schreiben, da die Unsicherheit durch die literarische Tätigkeit überwunden werden kann. Erst in der Sprachlosigkeit des Exils, nach der Kulturschockerfahrung der sprachlich-kulturellen Entwurzelung erscheint die Krise als unüberwindbar. Die so entstandene Bedrängnis und Unsicherheit rufen die Imagination von Heimat, Zugehörigkeit und Monolingualität auf den Plan. Ex negativo wird eine Kommunikationsgemeinschaft beschworen, was zu einem Paradoxon, dem „wiederbelebten Idealismus der nationalen Sprache“ führt (Spieß 2013: 91). Die Erfahrung kultureller Fremdheit, das „selbstverständliche Verwurzelte in der ‚eigenen‘ Kultur“ und ein homogener Identitätsentwurf werden bei Kristof nicht hinterfragt.<sup>12</sup> Vielmehr geht es um eine Restitution und Rettung des Verlorenen“, um die „Konstruktion ‚imaginärer Heimatländer‘“ (Bischoff 2013: 104).

Vergessen werden darf in diesem Kontext nicht, worauf Ha (2004: 233) hinweist, wenn er davon spricht, dass sich die Perspektive von Marginalisierten von der der Mitglieder der Dominanzgesellschaft unterscheiden kann. Die Affirmation von Hybridisierung blendet das Marginalisierte oft aus und repräsentiert Machtverhältnisse. Bei der Dominanzgesellschaft haben Identitätsspiele „den Charakter lustgewinnender Experimente“, doch werden sie „von Marginalisierten erheblich ambivalenter und riskanter erlebt. Hybridisierung kann, wie jede kulturelle Identitätsentwicklung auch eine schmerzliche Erfahrung sein, die aus der Notwendigkeit entstanden ist, in deklassierten Gesellschaftspositionen zu überleben“ (ebd.).

## 5. Transkulturalität und Identitätsspiel in *Mein Alphabet*

„Nicht immer führen die geraden Wege zum Ziel“ (MA 248) – könnte ein poetisches Programm der Erzählerin in *Mein Alphabet* lauten, das der Darstellung in der *Analphabetin* zuwiderläuft. Hier gibt es dementsprechend keine Linearität, hier werden eher abschweifende, assoziative Muster bemüht, um das Leben von der Kindheit an darzustellen. Diesem Text ist das Lineare

---

<sup>12</sup> Nach Bischoff (2013: 100) propagieren Exildichtungen einen Diskurs des Nationalen, und auch Lützelers fordert im Zusammenhang mit Exil und Exilforschung den Ethnozentrismus zu überwinden.

der *Analphabetin*, das ‚und dann‘ fremd; das Ich bekennt sich zum „Flanieren“, zu einem „mäandrierenden“ Denken, dem kein Ziel inhärent ist (MA 39).

Das Credo der Ich-Erzählerin scheint eine Geste zu sein, in der das Etablierte hinterfragt und neue Deutungen, und damit diskursive Formen, vorschlagen werden. Dies wird auch im Motiv der Reise, in den zahlreichen Reiseerzählungen, einem Wanderungsnarrativ fassbar. Das poetische Programm der Entgrenzung erscheint jedoch nicht allein thematisch. Es geht bei Rakusa um eine „plotarme Prosa“ (MA 80), die die Sprache als Reflexionsmedium und damit Literarizität bzw. Sprachen und ihre spontanen Begegnungen in den Mittelpunkt rückt. Das Textgeflecht von Rakusa handelt nicht nur *von* Sprachen, sondern augenfällig wird auch eine interne manifeste Mehrsprachigkeit.<sup>13</sup> Diese Sprachen, gelegentlich eingefügte, meistens englische Ausdrücke, Sätze, Splitter bilden aber keinen Fremdkörper, sondern werden aus dem Erzählfluss heraus spontan eingesetzt. Es kann kein Gesetz ihrer Verwendung festgemacht werden.

*Mein Alphabet* repräsentiert keine Hierarchie, sondern eine Nebenordnung und Gleichrangigkeit, die nach den Buchstaben des Alphabets geordnet ist. Wie Schmitz-Emans zeigt, sind solche alphabetisch geordneten Texte „Wissenskompendien“, die „Interdiskurse“ inszenieren (Schmitz-Emans 2022: 35). Das Textgeflecht von *Mein Alphabet* kann als eine Struktur betrachtet werden, die die Öffnung nicht nur in Bezug auf Sprache verwirklicht. Der Text reflektiert immer wieder auf Listen – als Arrangement von Informationen – und stellt mit seiner alphabetischen Anordnung selbst eine Art Liste dar. Schmitz-Emans nennt die Elemente dieser Ordnung „Wissensbausteine“ und „Textmosaike“ (ebd.) und versteht sie als eine „Metonymie für Fülle“ (Schmitz-Emans 2021: 331). Alphabete haben mit Ordnungsvorstellungen zu tun (vgl. Schmitz-Emans 2019: 361), die in den untersuchten Texten gerade in Bezug auf Grenzziehungen und Identität im Fokus stehen. Die alphabetische Schreibweise inszeniert aber eine Welt „an der Schwelle von Ordnungslosigkeit und Ordnung“, „zwischen Strukturiertem und Unstrukturiertem“ (ebd.: 435). Während die *Analphabetin* klare Grenzziehungen und dichotomische Ordnungen aufbaut, geht es in *Mein Alphabet* sprachlich, thematisch und auch narratologisch eher um die Unterminierung solcher Ordnungsvorstellungen, womit die Lebensbeschreibung in einem Schwellenraum situiert wird. Die so entstandene Erzählordnung ist auch berufen, ein Oszillieren zwischen Fiktionalem und Faktischem zum Ausdruck zu bringen, ist also auch mit der Problematik, mit der Möglichkeit oder Unmöglichkeit von Lebensbeschreibungen verknüpft (vgl. Schmitz-Emans 2022: 35). Die Figuration der Schwelle, die für den ganzen Text geltend gemacht werden kann, verortet ihn im Zwischenbereich zwischen Autobiographie und Autofiktion (vgl. ebd.). Eine poetische Praxis kann für Rakusas Text geltend gemacht werden, die sich von Diskursregeln distanziert (vgl. ebd.: 44), hier u.a. von der Überschaubarkeit von Lebenszusammenhängen.

Während also bei Kristof die eine Sprache die Normalität darstellt und impliziert, dass man sich in einer bekannten Ordnung einrichten kann, sind bei Rakusa fremdsprachige Einsprengsel

---

<sup>13</sup> In *Mein Alphabet* werden zahlreiche Sprachen sichtbar und stellen dadurch weniger Identität und vielmehr Alterität zur Schau. Ungarisch („mese“ 105, „palacsinta“ 155), Englisch („at her best“ 17, „and only death gets you out“ 83), Französisch (mais je peux 86), Schweizerdeutsch (Bhüet di 213), Türkisch (deniz 246, bir, iki 247), Latein („Non amnis moriar“ 78) – um nur einige Beispiele zu nennen – erscheinen im dominant deutschsprachigen Text. Es geht um das „kakanisch geschulte[] Ohr“ (MA 155) und dadurch um die Koexistenz diverser Sprachen, Speisen, Traditionen und nicht zuletzt von Kunstwerken und zahlreichen literarischen Texten, die im Ich und so im Text einen Widerhall finden.

Träger von Dissonanzen und Zeichen von Ordnungsschwund. Die Erzählerin konstruiert sich eine Identität im Spannungsfeld mehrerer Sprachen. „Ich ist Viele“ (MA 56) – heißt es in Anlehnung an Rimbaud. „Meine Erfahrung sagt, dass jeder von uns viele Gesichter und Wesenszüge hat. Zwar lässt sich von einem Wesenskern sprechen, von einer womöglich soliden Grundausstattung, doch an eine homogene Identität glaube ich nicht.“ (MA 56). Die andersartigen Einsprengsel tragen zu einer Vielfältigkeit der Identitätsbezüge, zur Steigerung von Komplexität bei, wodurch auch das Ich zu einem hybriden Arrangement wird (vgl. Reckwitz 2006: 505).

Als ästhetische Leitvorstellung kann in *Mein Alphabet* das Experiment gelten. Die „Überlagerung verschiedener Sprachen und ihre gegenseitige [...] Durchdringung, Montagen aus Zitaten und schließlich die Dissoziation der Einzelheiten des Textes gegen den Zwang des Zusammenhangs“ (Riha 1995: 13) werden zum poetologischen Programm. Intertextuelle Bezüge, Zitate als „Zikaden“ (MA 284), die anderswie klingen „als der restliche Text“ (MA 285), sind nur eine andere Spielart dieses Impetus. Das Eigene und das Fremde treten in ein bizarr oszillierendes Verhältnis, in ein Spiel miteinander. Die Erzählerin bewegt sich in *Mein Alphabet* in einem allseitig offenen Raum des Denkens, des Wahrnehmens, des Träumens und nicht zuletzt der Erinnerung. Nicht nur unterschiedliche Sprachen, sondern auch divergente textuelle Kodes werden gemischt, wodurch zahlreiche neue zusätzliche Sinnschichten ins Spiel gebracht werden (vgl. Schulte-Middelich 1985: 206). Diese können keine eindeutige Identität herausbilden, sondern führen vielmehr zu einem Rauschen (vgl. Hiepkö/Stopka 2001: 9–18).

## 6. Exil und Kulturreflexion: Zusammenfassung

In beiden Büchern thematisieren die Erzählerinnen in ihren Lebensbeschreibungen ihre Herkunft, den 'Osten', auch wenn sie etwas völlig Anderes darunter verstehen. Verhandelt werden in den Büchern Konstellationen kultureller Differenz und sie problematisieren dichotome Strukturen, Vorstellungen von Zugehörigkeit, Ver- und Entwurzelung zum einen und das Exil als Chance, als Freiheit des Selbstentwurfs im textuellen und ästhetischen Spiel zum anderen. Modelliert werden in den untersuchten Texten Grenzen und ihre Überschreitungen, es geht um konkrete Landesgrenzen und ihre hoffnungsvollen oder auch zwanghaften Durchquerungen. „Dass meine literarischen Figuren oft einsam und nomadisch sind, unverwurzelt und suchend, hat in erster Linie mit mir und meiner Imagination zu tun. In zweiter Linie aber mit unserer zunehmend zugigen, von Migration geprägten Welt.“ (MA 34) Recht besehen, entstehen bei beiden Ichfiguren die Schreibpotentiale aus wurzellosen Konditionen, der Umgang der Erzählerinnen ist jedoch mit dieser Kondition divergent. Bei Kristof erscheint das Ideal der Verortung und von Identität. Bei der anderen Erzählerin schließen jedoch Heimat und Exil einander nicht aus, weil sie beide andersartig imaginiert werden. Die exilische Kondition, die im Text als die „Ungeschütztheit des Unterwegsseins“ (MA 32) erscheint, ist bei Rakusa nicht mehr negativ konnotiert und kein Gegenbegriff zu einer als ursprünglich imaginierten Heimat. Die Erzählerin wächst in einer mehrsprachigen Familie auf, ist dann durch die Umzüge ständig mit neuen Sprachen, aber auch mit einem wechselnden kulturellen Kontext konfrontiert. Der Zaun, die Abweichung sind wichtige Elemente ihrer Weltwahrnehmung. Verankert ist dieses Ich jedoch in einem postmonolingualen Paradigma und auch allgemein in einer Weltsicht, die mit dem Konzept der Transkulturalität (vgl. Welsch 2000) gefasst werden könnte. ‚Exil‘ wird hier als

existentielle Kondition verstanden, welche „einen anderen Zugang zu kulturellen Wirklichkeiten“ bietet, auf Kontingenz und Performativität setzt (vgl. Bischoff 2013: 110). Während bei Kristof homogenisierende, idealisierte Heimatentwürfe inszeniert werden, geht es bei Rakusa vielmehr um die Transformation dieser Vorstellungen und solcher Identitätswürfe. Exilische Konditionen, die Reflexion von Multilingualität können als kulturreflexive Konzepte beschrieben werden, die Kulturgrenzen thematisieren und überschreiten. Identitätsdiskurse können als kulturspezifische Diskurse aufgefasst werden. So suchen auch die Ich-Figuren in den untersuchten Texten nach Orientierungspunkten, die die Selbstzuordnung begünstigen. Die jeweilige Position der Figuren ist sprach- bzw. kulturpolitisch motiviert, was sich auch auf die Textästhetik auswirkt. Zum einen geht es um die Konstruktion von identitätslogischem Denken (Kristof), zum anderen werden Grenzübertritte, nomadische Prinzipien stark gemacht, was das Anders-Werden akzentuiert und damit die Annahme bleibender kultureller Formationen unterminiert (Rakusa). Von dieser Dekomposition von Ordnungen bleiben dann auch die literarischen Kodes nicht unberührt. Die *Analphabetin* ist durch Homogenität und Linearität, von einem sukzessiven Gewordensein, *Mein Alphabet* hingegen durch Heterogenität und Streuung geprägt. Dynamisierungen finden auf allen Ebenen des Textes statt. Bei Rakusa ist die polyglotte Prägung im Zentrum, während es bei Kristof um Grenzziehungen, Angst und Feindbilder und um eine Selbst-Ethnisierung oder Re-Ethnisierung geht, die durch Flucht und Exil verursacht werden.

## Literatur

- Kristof, Agota (2005): *Die Analphabetin*. Autobiographische Erzählung. Aus dem Französischen von Andrea Spingler. Zürich: Amann.
- Rakusa, Ilma (2019): *Mein Alphabet*. Graz/Wien: Droschl.
- Anderson, Benedict (1996): *Die Erfindung der Nation*. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt/M./New York: Campus.
- Bischoff, Dörte (2013): Exil und Interkulturalität – Positionen und Lektüren. In: Bannasch, Bettina (Hg.): *Handbuch der deutschsprachigen Exilliteratur*. Von Heinrich Heine bis Herta Müller. Berlin: De Gruyter, S. 97–120.
- Bosch, Aida (2015): Unsicherheit, Krise und Routine. Zur Rolle der Dinge in der menschlichen Lebenswelt. In: Wulf, Christoph/Zirfas, Jörg (Hg.): *Unsicherheit*. Paragrana. Zeitschrift für historische Anthropologie. Bd. 24. Berlin, S. 209–220.
- Erl, Astrid (2004): Medien des kollektiven Gedächtnisses, In: Erl, Astrid/Nünning, Ansgar (Hg.): *Medien des kollektiven Gedächtnisses*. Berlin: De Gruyter, S. 3–22.
- Dembeck, Till/Uhrmacher, Anne (2016): Erfahren oder erzeugt? Zum literarischen Leben der Sprachdifferenz. In: Dembeck, Till/Uhrmacher, Anne (Hg.): *Das literarische Leben der Mehrsprachigkeit*. Methodische Erkundungen. Heidelberg: Winter, S. 9–18.
- Dembeck, Till/Mein, Georg (2012): Postmonolinguales Schreiben? Zum Jargon der Philologie. *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* 2, S. 133–147.
- Dembeck, Till/Parr, Rolf (2020): *Literatur und Mehrsprachigkeit*. Ein Handbuch. Tübingen: Narr.

- Franceschini, Rita/Miecznikowski, Johanna (2004): „Wie bin ich zu meinen verschiedenen Sprachen gekommen?“ Ein Vorwort. In: *Leben mit mehreren Sprachen: Sprachbiographien/ Vivre avec plusieurs langues: Biographies langagières*. Bern/Berlin/Bruxelles/Frankfurt a. M./New York/Oxford/Wien: Peter Lang, VII.–XIX.
- Grambling, David (2020): *Einsprachigkeit, Mehrsprachigkeit, Sprachigkeit*. In: Dembeck, Till/Parr, Rolf: *Literatur und Mehrsprachigkeit. Ein Handbuch*. Tübingen: Narr, S. 35–45.
- Grünwald, Henning/Manfred Pfister (2007): *Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen, Diskursstrategien*. München: Fink, S. 7–20.
- Ha, Kein Nghi (2004): *Hybridität und ihre deutschsprachige Rezeption. Zur diskursiven Einverleibung des ‚Anderen‘*. In: Hörning, Karl R./Reuter, Julia (Hg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld: transcript, S. 221–238.
- Hiepko, Andreas/Stoka, Katja (2001): *Einleitung*. In: Hiepko, Andreas/Stoka, Katja (Hg.): *Rauschen. Seine Phänomenologie und Semantik zwischen Sinn und Störung*, Würzburg, Königshausen & Neumann, S. 9–18.
- Hülk, Walburga (2013): *Narrative der Krise*. In: Fenske, Uta/Hülk, Walburga/Schuhen, Gregor (Hg.): *Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne*. Bielefeld: transcript, S. 113–132.
- Juterczenka, Sünne/Saicks, Kai Marcel (2011): *Die Schwelle der Heimkehr. Einleitung*. In: Juterczenka, Sünne/Saicks, Kai Marcel (Hg.): *Figurationen der Heimkehr. Die Passage vom Fremden zum Eigenen in Geschichte und Literatur der Neuzeit*, Göttingen, Wallstein, S. 9–32.
- Kilchmann, Esther (2012): *Mehrsprachige und deutsche Literatur. Zur Einführung*. In: *Zeitschrift für Interkulturelle Germanistik* 2, S. 11–17.
- Kramsch, Claire (2007): *The multilingual subject*. In: de Florio-Hansen, Inez/Hu, Adelheid (Hg.): *Plurilingualität und Identität. Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung mehrsprachiger Menschen*. Tübingen: Stauffenburg, S. 107–124.
- Lughofer, Johann Georg (2010): *Exophonie. Literarisches Schreiben in anderen Sprachen. Eine Einordnung*. In: *Exophonie. Schreiben in anderen Sprachen*, Ljubjana: Goethe Institut, S. 3–7.
- Lützeler, Paul Michael (2013): *Migration und Exil in Geschichte, Mythos und Literatur*. In: Bannasch, Bettina (Hg.): *Handbuch der deutschsprachigen Exilliteratur. Von Heinrich Heine bis Herta Müller*. Berlin: De Gruyter, S. 3–26.
- Reckwitz, Andreas (2006): *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Riha, Karl (1995): *Prämoderne, Moderne, Postmoderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rosa, Hartmut (2007): *Heimat im Zeitalter der Globalisierung*. In: Reusch, Siegfried (Hg.): *Journal für Philosophie* 23. *Heimat*, Hannover: Verlag Der Blaue Reiter, S. 155–164.
- Schulte-Middelich, Bernd (1985): *Funktionen intertextueller Textkonstitution*. In: Broich, U./Pfister, M. (Hg.): *Intertextualität, Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*. Tübingen: Niemeyer, S. 197–142.
- Schmitz-Emans, Monika (2002): *Einleitung*. In: Schmeling, Manfred/Schmitz-Emans, Monika (Hg.): *Multilinguale Literatur im 20. Jahrhundert*. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 7–35.
- Schmitz-Emans, Monika (2019): *Enzyklopädische Phantasien*. Hildesheim/New York/Zürich: Olms Verlag.

- Schmitz-Emans, Monika (2021): *Poetiken der Ausbreitung. Zu Schreibweisen, Textbildlichkeit und Buchräumlichkeit von Wörterbuchprosa*. Berlin: De Gruyter, S. 325–343.
- Schmitz-Emans, Monika (2022): *Apotheke, Baukasten, Randgang, Exkursion ins Imaginäre: Lexikographien wissenschaftlicher Begriffe und Theorien als Beiträge zum literarisch-wissenschaftlichen Interdiskurs*. In: *World Literature Studies* 14, S. 32–47.
- Seifert, Manfred (2011/2012): *Heimat und Spätmoderne. Über Suchbewegungen nach Sicherheit angesichts von Mobilität, Migration und Globalisierung*. In: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 39, S. 199–221.
- Spieß, Bernhard (2013): *Konstruktion nationaler Identität(en) – Exilliteraturforschung und Postcolonial Studies*. In: Bannasch, Bettina (Hg.): *Handbuch der deutschsprachigen Exilliteratur. Von Heinrich Heine bis Herta Müller*. Berlin: De Gruyter, S. 75–96.
- Waldenfels, Bernhard (2006): *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Welsch, Wolfgang (2000): *Transkulturalität zwischen Globalisierung und Partikularisierung*. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 26, S. 327–351.